Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 21

Artikel: Das Wunder im Stubenwagen
Autor: Hedinger-Henrici, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672073

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lose Büblein daheim und möchtet kein Weh an sie kommen lassen."

Jetzt ward es so still, als ständen nicht tausend engverkeilte, grobschuhige Männer da, sondern das Schweigen selber, der Tod, die Ewigkeit. Und alle überrieselte es kalt davon.

„Was da zuging auf der Matratze des Enzipeterli?" schrie der Redner. „Ich kann's euch nicht besser erklären, als wie zwei Schwinger auf Tod und Leben ineinander verkrampft sind, sich krümmen und verdrehen und die Muskeln schier zerspringen und die Augen bluten und alles Gebein kracht und sie fast nur noch eine einzige zuckende Masse sind: so sah das aus mit dem Bübli. Er war der schwächere, ach, ein verlorenes Schwingerlein! Die Tollwut preßte und knetete und richtete ihn erbärmlich zu.

Ich habe mächtige Männer an den Tisch schnallen müssen, wenn es galt, ein Bein abzusägen oder den Bauch zu öffnen; und ich habe das Herzklopfen dabei verlernt. Aber als ich diesem Bürschchen die magern Arme an das Bettgestell band, daß es nicht hinausspringe und wie ein Hund um sich herum beiße, da ist mir der Schweiß über das Gesicht geronnen. Wußte ich doch, daß ich diese Schnüre erst wieder löse, wenn das Peterli ausgelitten hatte und was für eine Hölle dazwischen liege. Wenn ich euch schildern wollte, was das für ein Todesspiel war, würdet ihr heute vor Grausen kein Glas Most mehr schmecken können. Aber statt das Peterli konnte es doch ebensogut euer Hans oder Jakob oder 's Teresli oder Rosi sein.

Nie wieder so etwas, schwor ich in jener Stunde. Überwachung her, Hundesteuer her, wohlgeschirmt unsere lieben, gesunden Obwaldnerkinder. Zuerst der Mensch, dann der Hund. Jetzt stimmt, wie ihr wollt. Wem das Hundli lieber ist als das Kindli, der sage nein. Ich habe gesprochen."

Nach diesem schweren Satz war alles wie betäubt. Niemand wollte laut werden. Irgendwo hörte man nur noch eine amtliche Stimme rufen: „Wer für die Hundesteuer ist, bezeug' es mit seiner Hand." Dann aber schoß ein Wald von Armen hoch und blieb tausendwipflig in der feierlichen Luft stille stehen. Ein gewaltiges Mehr![2]

[2] Vergleiche Dr. J. Wyrsch: „Psychologie der Landsgemeinde" in Dr. Robert Durrers Festschrift.

Aus dem prächtigen Erinnerungsbuche: Am Fenster. (Verlag Grote, Berlin.)

Zuspruch.

Heil dem Licht!
Mut ist Pflicht!
Jeden frischen, neuen Tag
Treuer Arbeit Meißelschlag!
Sonn' und Sterne
Früh und spat
Rufen uns zu mut'ger Tat.

Otto Volkart.

Das Wunder im Stubenwagen.

Von Paul Hedinger-Henrici.

Ferien! Zeit der stillen Arbeit, der gedankenreichen Muße. Ich sitze in meinem luftigen Luginsland von Arbeitszimmer, die zwei offenen Fenster vor mir sind meine Augen, die mir die Sommerherrlichkeit der Genferseegegend künden. Gerade unter meinem Hochsitz, auf der Terrasse unten, schläft in seinem Stubenwagen mit blauweißen Vorhängen mein Jüngstes, die kleine Amélie. Sanfte, langgezogene Tönchen, sein Gruß ans Leben, dringen zu mir herauf. Manchmal stehe ich auf, trete ans Fenster und schaue hinunter, wo das weiße Wollpäckchen, die winzigen Fäustchen an die Wangen gedrückt, halb wachend, halb träumend in den Morgen döst.

Sie ist erst einen Monat alt, die Kleine, und alle ihre Lebensäußerungen scheinen sich nur auf ihr leibliches Wohl zu beziehen. Die großen, blauen Augen schauen noch in unbestimmte Fernen; sie vermögen noch keinen Gegenstand, kein Gesicht zu fixieren, und doch gibt sich das Kleine als Persönlichkeit von Wille und Gefühl zu erkennen. Wenn es, mit süßer Milch vollgepumpt, hübsch auf der Seite liegt, entspannt, befriedigt, dann schwebt ein wonniger Schimmer über dem Menschlein; die beiden Fäustchen sind dann nur lose geschlossen, ruhen wie müde Schmetterlinge an dem zarten Stengel einer Lilie. Wie eine reife, soeben gepflückte Frucht in der warmen Hand liegt, schläft es, sein süßes Menschengerüchlein ausstrahlend, in seinen Kis-

sen. Wenn es aber mit ausgestreckten Fingerchen heftig um sich schlägt, das Köpfchen nach hinten oder nach der Seite zwängt, dann ist die Weltordnung gestört, dann ist ein „Trauergesang" im Anzug, was aber ein seltenes Ereignis ist.

Kaum zwei Schritte vom Stubenwagen entfernt, glüht die rote, satte Kugel meines Geraniums, meiner Lieblingsblume.

Sie ist wie eine weithin leuchtende Ampel unversieglicher Sommerfreude. Wie schade, daß du, Kleine, sie noch nicht sehen kannst! In einigen Tagen wird die Blume welken, abfallen. Doch unten, an der Feuerkugel, bereitet sich in dichter Traube eine neue, und sie wird so hell und strahlend sein wie ihre Mutter, und dann wirst du, Kindchen — ich zähle darauf —, deine Eltern zum erstenmal anlächeln, vielleicht auch die rote Blume und die grünblaue Zierlärche, die ihre Folie ist und Schatten am heißen Mittag spendet.

Meine Arbeit, die ich mir heute vorgenommen, ruht. Zu nah ist das Fenster, zu nah all die Herrlichkeit der Welt, zu nah das Wunder im Stubenwagen. Diese drei haben sich gegen mich verbündet, mich zu verlocken, mich aus dem Geleise zu bringen. Und ich träume schon wieder:

In Wochen und Monaten, wenn deine Augen ganz an diese Welt gewöhnt sind, werden sie dort unten, über Villen, Gärten, Pinien und Zypressen hinweg, den langgestreckten, blauen See entdecken, mit seinen weißen Faltern, den Segelschiffen, den dunklen Punkten, den Ruderbooten, den majestätisch fahrenden Dampfern mit ihrer Rauchschleppe... Und dein Blick wird eines Tages noch weiter reichen, über den See, wird mit grünen Hügeln Savoyens hinansteigen zu dessen Bergen, von denen jeder eine Welt für sich ist, bald drohend, steil, bald klotzig gutmütig, bald sanft und schmeichelnd sich herablassend.

Am meisten wird dir der Salève mit seinem Elefantenbuckel gefallen... Erst viel später wirst du dann die sanfte Linie des Juras, hinter dem jeweilen die Sonne glutvoll erstirbt, lieben und verstehen lernen. Und auch die flache Landschaft am See, mit ihren wechselnden Wiesen, Baumgruppen, den gelben Kornfeldern und den verstreuten Höfen. Dort, unter der lichten Reihe der hohen Pappeln, dort ist der Strand am schönsten. Dort wirst du mit deinen Geschwistern und Eltern im weichen, warmen Sand sitzen, Berglein und Seelein formen, den weißen Schwänen Brot hinstrecken, mit vorsichtigen Füßen erschauernd in das seltsame Element, ins Wasser, trippeln...

Und die Weite des Blicks, die Klarheit des Sonnenlichtes wird dein Auge klar und rein, deinen Geist offen und weit erhalten..., so wird deine Jugend frei, leicht und sonnig sein.

Deine großen Geschwister haben schon lange mit Sehnsucht auf dich gewartet. Und nun liegst du da, viel winziger, als sie dich gedacht hatten. Alle drei stehen oft mit lächelnden, strahlenden Augen um deinen Wagen herum; jede deiner Bewegungen bedeutet ihnen Freude, Entdeckung, Entzücken. Sie vergessen ihre Puppe, ihr Spiel, sogar ihren Streit über dir. Jedes möchte dir etwas Liebes sagen, dir etwas erzählen, dich irgendwie betreuen, mit dir sein Butterbrot teilen, dir seinen Pfirsich schenken, dich besser zu- und wieder abdecken, dir Blumen bringen, die Fliegen oder die zu grelle Sonne fernhalten.

Oder alle drei singen dir ein Schlafliedchen:

„Nina, Schatzeli, schlaf,
Uf der Matte weided d'Schaf",

aber es tönt viel zu laut, so daß du verwundert das Köpfchen drehst und deinen Sängern das Weiße deiner großen Augen zuwendest und sie, dadurch beunruhigt, fast erschreckt, zum Schweigen bringst. Es kommt vor, daß dein großer Bruder mitten im wilden Spiel seine Kameraden verläßt, von Heimweh ergriffen hinaufschleicht, auf den Zehenspitzen zum blauweißen Vorhänglein tritt, hineinspäht, zufrieden lächelt und wieder zum Spiel zurückkehrt. Wie oft ermahnt er nun die andern, nicht so zu lärmen, da das „Buscheli" schlafen wolle.

Es ist schon bald elf Uhr. Längst haben sich die Morgennebel verzogen, und die runden Mittagswolken bilden sich langsam über dem „petit Lac": Berge und Schlangen und Tiere mit langen Schwänzen und Ohren, Figuren aus dem Märchenreich. Doch, was tut's? Es sind doch Ferien!...

Vor einem Jahre waren wir in den Bergen, in der Einsamkeit, in der würzigen Luft. Da warst du, Amélie, noch weit, jenseits des Lebensstromes. Eines Tages waren wir von einer befreundeten Familie eingeladen worden. In dem schönen Berghaus, von üppigen Rosen umblüht, von lieben Menschen umgeben, saßen wir, die Augen der alten Dame, der Tochter eines beinahe vergessenen Dichters, strahlten vor Freude, als sie von ihrer sechs Monate alten Urenkelin erzählte. Auf dem Tisch lagen, im geblümten Teller, tiefblaue Enziane. Dann ging

die Nebentüre auf, und man brachte den Stubenwagen mit dem soeben erwachten Kindchen. Seine Augen wetteiferten mit dem Blau der Enziane, seine zarte Haut mit den rosafarbenen Rosen. Ein Schimmer von Freude, Glück und Heiterkeit umgab jenes Kindchen. Deine liebe Mutter setzte es behutsam auf ihren Schoß und schaute es lange, lange an. Und dabei stieg ihr ein heißes Sehnen nach einem solchen kleinen, rosigen Menschlein in die Brust. Sie würde es, so rosig, strahlend und unbeholfen, mit ganzer Kraft lieben und hegen... Und gegen Abend, als wir auf dem stillen Heimweg waren, hat deine Mutter ihre neue Sehnsucht dem Vater anvertraut. Und dieser hat gelächelt, und so wurdest du...

Der Sommer und der Herbst vergingen. Der böse Winter kam und brachte eine heimtückische Krankheit in das Haus unserer Freunde. Und das gesunde Kindchen, dessen Augen tiefer als das Blau des Enzians strahlten, sank, einige Tage nach seinem Geburtstag, in viele Blumen eingebettet, für immer still, in den weichen Februarschnee... Mir war, als hätte ich dich selber verloren... Das waren traurige Tage und Nächte, wir konnten nicht verstehen, wie das hatte geschehen können. Noch immer sehen wir das gesunde, rosige Mädchen vor uns.

Du sollst auch so werden, so lieb, strahlend, heiter. Nur eines hoffen wir, daß du uns erhalten bleibest, daß die schwarzen Schatten gnädig an dir vorbeiziehen mögen. Wieviel Glück, welche Dankbarkeit durchzieht mein Herz, wenn ich dich so selig schlummernd weiß. Die Geranienblüte spendet ihr freudiges Licht dem Mittag entgegen; wir beide wollen ihm vertrauen, ruhig vertrauen...

Kinderbesuch.

Das lacht und singt und hüpft und springt
Durchs Haus, voll Jugendlust!
Erinn'rung kommt, und froh durchdringt
Es deine eigne Brust —
Jetzt stehn sie heitern Blicks vor dir,
Die Wangen rosig, ohne Zier.

In dem vergess'nen alten Schrein
Suchst alles du herzu.
Erwartungsvoll schaun sie hinein — —
Aus ist's mit aller Ruh!
Und deiner eignen Kindheit Spiel
Tönt durch den Raum...'s wird fast zu viel.

Schnell fliegt die Zeit — und traurig leer
Wird dir's im stillen Haus.
Verlass'nes Spielzeug liegt umher;
Du trägst es leis hinaus...
Und Trän' um Träne tropft hinein
In den heut neu erstand'nen Schrein.

H. Boßhard.

Erze.

Von Rudolf Trabold.

Als ich das erstemal ins Museum kam, da zogen mich besonders die ausgestopften Tiere an, vor allem der Elefant. Man hatte uns erzählt, weil das Tier so dickhäutig sei, brauche man eine Kanone, um es zu töten. Das imponierte mir gewaltig. Beim zweiten Besuche der naturhistorischen Sammlungen hörte ich einem Herrn zu, der vor den Vitrinen mit Mineralien einem Knaben erklärte, wo das Gestein und die Kristalle zu finden seien. Von Grotten, Höhlen, unterirdischen Hallen sprach er, nannte fremde Länder, unbekannte Gebirge. Mit Worten redete der Herr, die ich meist nicht verstand, die mir aber wunderbar klangen, die Phantasie gewaltig erregten. Eine Zauberwelt aus glitzernden Kristallen und funkelnden Erzen entstand vor meiner Einbildungskraft. „Erze", klang es mir in den Ohren. Wunderbares Wort. Es gaukelte mir neue Begriffe, die seltsamsten Empfindungen vor. Erze! Alles, was da leuchtete, flammte, sprühte war für mich „Erz". — Lesen konnte ich noch nicht, denn eben begann ich erst die Schule zu besuchen. Die Zettel mit den Namen bei den Steinen betrachtete ich wohl mit ehrfurchtsvoller Scheu, doch blieben sie mir Hieroglyphen. Viel eindringlicher sprach zu meiner Phantasie die Farbe der Kristalle, der Schimmer der Gesteine. Unterirdische Grotten, Kammern, Hallen schuf ich mir, die Wände und Decken flimmernd in „Erz". —

Nachdem ich die ganze Zeit nur vor dieser Steinvitrine zugebracht, rannte ich endlich die Stadt abwärts, in mein Quartier, um den Spielgenossen von den Erzen zu erzählen. Ich